

# Handwerk im Wandel der Zeit

Ein Projekt der 3a-Klasse der MS Lauterach





# FLAX

## Handwerk im Wandel der Zeit

Ein Projekt der 3a-Klasse der MS Lauterach



Mittelschule Lauterach

Konzept, Inhalt und Fotos: Walter Gohli, Bregenz

Gestaltung: Erik Reinhard GrafikDesign, Wolfurt

**BMB**  
Bundesministerium  
für Bildung

**AUSTRIA**  
**KULTUR**  
**Kontakt**

**culture**  
**connected**  
KOOPERATION ZWISCHEN  
SCHULEN UND KULTURPARTNER:IN:IN

**werkraum**  
bregenzwald

**MuseumMura**  
Museum für  
Kultur und  
Geschichte

## Inhaltsangabe

6	Bäcker	Nadiye
7	Bierbrauer	Christina
8	Dienstboten	Yannick
9	Böttcher	Yannick
10	Buchbinder	Ali
11	Dachdecker	Ali
12	Bürsten- und Kammacher	Yaren
13	Rechenmacher	Yaren
14	Färber	Leon
15	Zimmermann	Leon
16	Flachsverarbeiter	Sude
17	Fotograf	Sude
18	Gerber	David
19	Glaser	David
20	Hutmacher	Sarah
21	Kaminkehrer	Sarah
22	Leichenbestatter	Ahmet
23	Metzger	Ahmet
24	Moster	Klaudia
25	Müller	Nora
26	Nagelschmied	Klara
27	Näherin	Klara
28	Ofner	Julija
29	Papierherstellung	Maya
30	Säger	Semih
31	Sattler	Semih
32	Scherenschleifer	Dajana
33	Fuhrleute	Diyar
34	Schmiede	Paul
35	Senner	Paul
36	Spitzenklöppler	Mladen
37	Stuckateur	Mladen
38	Torfstecher	Jan
39	Wagner	Jan
40	Familiennamen	
42	Farbenfroher Ausflug	Leon
44	Mura revisited	
46	Ein Hemd entsteht	

Im ersten Jahr der Mittelschule beschäftigte sich diese Klasse im Projekt „Klöpfler, Kluppa & Co“ mit alten Gegenständen, die im Haushalt Verwendung fanden. Einige davon kannten nur noch die Großeltern der SchülerInnen. Letztes Jahr fotografierten wir Lauterach im Rahmen des Projektes „Metadorfse“ und stellten die Bilder alten Ansichten gegenüber. Heuer informierten wir uns über altes, zum Teil ausgestorbenes Handwerk.

Von Herrn Elmar Fröweis erfuhren wir, welche Handwerksberufe in Lauterach angesiedelt waren.

Wir durften zuschauen, wie Murtaza, ein afghanischer Schneider, ein Hemd innerhalb von zwei Schulstunden fertigte. Seine Begleiterin von der Caritas, Frau Mujkanovic-Subasic, lieferte uns wertvolle Hintergrundinformationen über Flüchtlinge in Vorarlberg.

Unser Projektpartner „Werkraum Bregenzerwald“ lud uns zu einem Workshop ein, bei dem das Thema „Farbe“ im Mittelpunkt stand.

Wie vor zwei Jahren besuchten wir auch heuer wieder das faszinierende Museum Mura in Liechtenstein. In dieser Sammlung wird das Leben und Arbeiten in früheren Zeiten dokumentiert.

Wir wünschen Ihnen bei der Lektüre viel Spaß!

Die SchülerInnen der 3a-Klasse der Mittelschule Lauterach  
Angelika Hinteregger und Walter Gohli

Lauterach 2017

## Bäcker

Nadiye

Im Mittelalter gab es nur in Städten Bäcker, deren Anzahl beschränkt wurde. Dieses Gewerbe wurde auf Qualität, Gewichte und Preise streng kontrolliert.

Für schwarze Schafe gab es eine strenge Strafe: Die

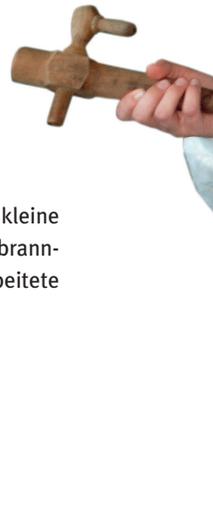
Person wurde in einen Korb gesperrt, der dann mehrere Male unter Wasser getaucht wurde. Auf dem Land buken die Menschen ihr Brot selber. Backöfen stellten immer eine Brandgefahr dar.

Vor dem Backtag wurde der Sauerteig aus Roggenmehl und lauwarmem Wasser hergestellt. Diese Masse musste über Nacht an einem warmen Ort stehengelassen werden. Am Backtag wurde dieses Treibmittel mit dem Brotteig durchgeknetet. Der Ofen wurde mit Holz befeuert. Bevor

das Brot „eingeschossen“ wurde, entfernte man die Glut. Dafür benötigte man ein Werkzeug mit einem langen Stiel. Der Brotteig wurde in Laibe geformt. Der Teig „ging auf“, weil der Hefepilz im Sauerteig Zucker aufnimmt und Kohlensäure abgibt. Diese Kohlensäure dehnt sich aus und erzeugt winzige Hohlräume im Teig. In der Ofenhitze dehnen sich die Gasbläschen weiter aus.

Die Bauern stellten Brot nur drei bis vier Mal im Jahr her. Frisches Brot war daher eine Seltenheit. Die harten Laibe mussten mit einem speziellen Messer mundgerecht zerkleinert werden.

Früher gab es in Lauterach mehrere kleine Bäckereien. Der „Platzbeck“ am Dorfplatz brannte 1902 ab. Die Konsumbäckerei verarbeitete 1971 beinahe 100 Tonnen Mehl zu Brot.



Der Stärkegehalt aller Getreidesamen ergibt mit Wasser, Gewürzen und Wärme ein berauschendes Getränk. Dieses Wissen hatten die Menschen schon in der Jungsteinzeit. Mit der Einführung des Weinstockes der Römer nördlich der Alpen entstand dem Bier Konkurrenz.

Das Bier aus Hausbrauereien war nur vier Wochen haltbar, da der Gärungsprozess andauerte. Die frühesten Braustätten mit größerem Ausstoß entstanden in Klöstern. In den Städten des Hochmittelalters entstand ein Braugewerbe. Die Anschaffung von größeren Sudpfannen war sehr kostspielig. Außerdem stellte der Umgang mit offenem Feuer immer ein Problem dar. Sehr früh erkannten die Stadtherren, dass man durch das Brauen gute Steuereinnahmen erzielen konnte. Manche Städte verboten den Bierbauern das Verlassen der Stadt, um ihre Braumethoden geheim zu halten. Für den Transport des Bieres

benötigten die Brauer Holzfässer, die vom Böttcher hergestellt wurden. Um das Bier zu kühlen, wurde im Winter Eis in Kellern mit dicken Wänden eingelagert. Dieses Eis schmolz sehr lange nicht.

Früher gab es viel mehr kleine Brauereien. Manche Bauern und Gastwirte brauten ihr eigenes Bier. So braute der Gasthof Hirschen in Lauterach bis 1898 ein eigenes Bier. Auch im Gasthaus Rössle, dem späteren Armenhaus, wurde selbst gebraut. Im Gasthaus Schäfle befand sich eine Keimkammer zur Herstellung von Malz. Für jeden Hektoliter Bier brauchte man entweder 60 Pfund Gerste oder 40 Pfund Malz und ein Pfund Hopfen.



## Dienstboten

Yannick

Dienstboten waren meist mittellose junge Mädchen und ledige Frauen bis etwa 30 Jahre, die vom Land in die Großstädte zogen, um dort „in Stellung“ zu gehen, wie es damals hieß. Dienstmädchen bildeten um die Wende zum 20. Jahrhundert die größte weibliche Berufsgruppe. Fast 70 Prozent des Bürgertums hatten mindestens ein Dienstmädchen. Diese Haushaltsgehilfen wurden meist in winzigen Zimmern untergebracht. Häufig hatten die Dienstmädchen nur auf dem berüchtigten Hängeboden ihre Schlafstatt. Dabei handelte es sich um kleine Räume, die in den hohen Wohnungen durch eingezogene Zwischendecken entstanden, in die man von der Küche oder vom Flur aus mit Hilfe einer Leiter kam. Nur in den wenigsten konnte man stehen oder hatte Tageslicht. Die einzigen Möbel, die die Dienstboten vom Land in die Stadt mitbrachten, waren aus Weiden geflochtene, abschließbare Reisekörbe. Daran erkannte man sie bei ihrer Ankunft auf den Bahnhöfen sofort. Da es vielen Mädchen verboten war, ihre Zimmer abzuschließen, boten die Weidenkörbe oft die einzige Möglichkeit, um persönlichen Besitz unterzubringen und ihren Lohn aufzubewahren.

Für die jungen Landfrauen gab es in der Stadt im Grunde nur die Dienstbotenstellung als Möglichkeit zum Gelderwerb, da diese auch in der bürgerlichen Gesellschaft akzeptiert und unterstützt wurde. Man fand, dass diese Arbeit der „eigentlichen Bestimmung des Weibes“ noch am ehesten entgegenkam. Gleichzeitig verhiess der Stellenantritt als Dienstmädchen auch ein Dach über dem Kopf, regelmäßiges Essen und soziale Kontakte. Dienstmädchen hatten mit 16 Stunden die längsten Arbeitszeiten aller Beschäftigten und die größte Abhängigkeit von der Familie der Dienstherrn. Diese durften bis 1911 ihr Personal züchtigen. Anders als Fabrikarbeiter hatten Dienstboten keine geregelten Arbeitszeiten. Sie mussten, wenn nötig, ihren Dienstherrn rund um die Uhr zur Verfügung stehen. Das Dienstmädchen stand als erste auf, befeuerte die Öfen, machte Wasser zum



Böttcher stellen Becher, Kannen, Butterfässer, Mehlgeschirr, Jauchefässer, Fischfässer und Fässer zur Lagerung von Wein, Most, Bier, Fleisch, Sauerkraut und Milch her. Dieser Beruf wird auch Büttner, Küfer, Schäffler, Fassbinder oder Binder genannt. Böttcher erlangten große Bedeutung, denn eine Voraussetzung für den Aufschwung des Handels waren sicher die Verpackung und der Transport der Waren. Die Böttcher hatten eine eigene Tracht: ein grünes Hemd mit roter Weste und eine schwarze Hose.

Alle Produkte des Böttchers waren bis zum 18. Jahrhundert mit einem Holzreifen umwunden. Erst seit ca. 200 Jahren werden sie mit einem Eisenreifen umklammert. Zur Fertigung von Fässern wurde Eichenholz verarbeitet, das astrein war und einen geraden Wuchs hatte. Die einzelnen Teile der Fasswand nennt man Dauben. Um sie zu biegen, wurden sie innen mit einem Feuer erhitzt und außen mit Wasser genetzt. Bis zu acht Reifen halten ein Fass zusammen. Manche Böttcher stellten auch Holzsohlen für die Holzschuhe der Bauern her. Als bestes Holz galt Ahorn oder Linde. Buchensohlen brannten und verursachten wunde Füße. Die Tätigkeit des Fässermachers verliert leider an Bedeutung, weil es heutzutage Firmen gibt, die Kanister und andere Gefäße aus Plastik mit Maschinen herstellen und diese somit billiger sind.

---

Waschen und fürs Frühstück warm, servierte die Mahlzeiten, räumte wieder ab, spülte und putzte.

Das Einkaufen gehörte zu den beliebten Tätigkeiten, denn das erlaubte es den Mädchen, einmal ohne Aufsicht in der Stadt unterwegs zu sein, andere Dienstmädchen zu treffen und sich auszutauschen.

Fließendes Wasser gehörte um die Jahrhundertwende nicht zum Standard, so musste das Dienstmädchen auch Wasser schleppen.

Der Tag konnte lang werden, besonders wenn Gäste am Abend eingeladen waren oder die Dienstherrn abends im Theater waren und danach noch einmal bedient werden wollten. Erst wenn alle Arbeit erledigt war, konnte das Dienstmädchen schlafen gehen. Die wenige freie Zeit am Abend reichte oft nur, um die eigene Kleidung auszubessern. Alle vierzehn Tage durften die Mädchen sonntags für zwei Stunden das Haus verlassen – das war der einzige Ausgang, den sie hatten.

Sehr viel zur späteren Bedeutung des Buchbindehandwerks haben die Mönche beigetragen. Im 13. und 14. Jahrhundert hat der Mönch auf seinen Wallfahrten an seinem Gürtel ein sogenanntes „Beutelbuch“ mit sich geführt. Durch die robuste Ausführung dieser Bücher konnte der Mönch es auch als Schlagwaffe gegen übel gesinnte Gesellen verwenden. Am Ende des Mittelalters verwandelte sich das Handwerk der Mönche zu einem bürgerlichen Beruf, organisiert in Zünften.

Das Binden sollte einzelne Blätter zu einem festen Werk mit Einband zusammenheften. Bei der Gestaltung der Deckel ließen die Buchbinder ihre Fantasie spielen. Solche Bücher waren sehr teuer. Es gibt die Heftung oder die Klebebindung. Eine Klebebindung wird bei losen Blättern angewandt, wogegen Druckbogen mit Klammern oder Fäden geheftet werden können. Dann wird abgeleimt, beschnitten und gerundet. Der Deckel besteht aus Karton, Leinen oder Leder. Alte wertvolle Bücher haben sogar Deckel mit Elfenbein darauf. Frauen und Kinder wurden oft zu Hilfsdiensten eingesetzt. Am Ende einer Lehre gingen die Gesellen auf Wanderschaft. Die Zahl der Gesellen und Meister wurde von der Zunft beschränkt.

Ein Buchbinder in Lauterach hätte von den wenigen Aufträgen nicht leben können. Daher wurden Schachteln für Betriebe der Umgebung erzeugt. Zuerst wurden sie mit Pferdewagen zugestellt. Ab 1925 gab es den ersten Ford im Dorf. Die Werkstatt des Buchbinders roch immer stark nach Leim.

Jeder Mensch braucht ein Dach über dem Kopf. Am Anfang gab es Schilf- und Strohdächer. Dann verwendete man Schindeln für das Decken von Dächern. Das Holz für die Schindeln wird im Winter geschlägert. Lärchenholz ist sehr begehrt, weil der hohe Harzgehalt die Funktion des Imprägnierens übernimmt. Das Holz muss astfrei sein. Die Lebensdauer eines Schindeldaches im Gebirge beträgt etwa 35 Jahre. Jede Dachsindel wird heutzutage mit einem Nagel befestigt.

Im 14. Jahrhundert wurden in den Städten aus Gründen des Brandschutzes Schindel- und Strohdächer verboten. Die Erfindung des Dachziegels um 450 v. Chr. wird den Korinthern zugeschrieben. Die ersten Ziegel bei uns waren Hohlziegel, die als „Mönch“  $\cap$  und „Nonne“  $\cup$  gedeckt wurden. Später wurden sie von den billigeren Flachziegeln verdrängt. In manchen Regionen wurden Schieferplatten verwendet.

In der Zeit der handgefertigten Ziegel gab es den sogenannten „Feierabendziegel“. In die letzten Ziegel einer Tagesproduktion wurden auf der Rückseite Ornamente bzw. die Jahreszahl eingeritzt. Die ältesten Feierabendziegel stammen aus der Zeit zwischen 1100 und 1300 n. Chr.. Wilhelm Ludowici gilt als Erfinder des maschinell gefertigten Dachziegels. Sein Patent stammt aus dem Jahr 1881.

Kreishauptmann Daubrawa bezeichnete die Gemeinde Lauterach 1819 als eine der wohlhabendsten der Gegend. Als Symbol bäuerlichen Wohlstandes besonders hervorgehoben wurde, dass beinahe alle Häuser mit Ziegeln gedeckt seien, damals am Land keine Selbstverständlichkeit. Er meinte, das Dorf habe sich gut von den Franzosenkriegen erholt. In Wolfurt gab es eine Ziegelei Schertler.



## Bürsten- und Kammmacher

Yaren

In den früheren Jahrhunderten war der Bürstenbinder, Pinsel- und Kammmacher ein äußerst angesehenen und stark verbreiteter Beruf, denn diese Handwerker hatten vornehmlich mit Adeligen, gutsituierten Bürgern und hohen Beamten zu tun. Der Mensch aus dem Bauernstand und der Arbeiterschaft hat kaum Bürsten verwendet. Die Frisuren adeliger Frauen wurden in der Barockzeit immer ausgefallener. Oft wurden Perücken getragen. Das erforderte Kämmen zur Pflege der Haare.

Wichtigster Rohstoff für das Erzeugen von Kämmen war das Horn. Es wurde von den Metzgern am Ort bezogen. Holzkämme wurden für die einfachen Leute produziert. Ganz reiche Leute ließen sich Kämmen aus Elfenbein herstellen. Im 19. Jahrhundert wurde das Horn durch den billigeren Kautschuk verdrängt.

Es gab viele verschiedene Bürsten: Kleider-, Schuh-, Haar-, Bodenbürsten, Handfeger, Staubbesen, Schrubber, Bürsten für Kaminkehrer oder Molkereien und Rasierpinsel. Für die Herstellung von Bürsten wurden meist Schweineborsten verwendet. Die Borsten mussten vor der Verarbeitung gesäubert und sortiert werden. Es gab zwei Methoden, die Borsten im Bürstenholz zu befestigen. Sie konnten mit einem Draht oder Faden vernäht werden. Andere Bürstenbinder haben die Borstenbündel in Pech getaucht und in den gebohrten Löchern verklebt. Verkauft wurden die Bürsten im eigenen Geschäft, auf Märkten oder im Hausierhandel. Heute ist dieses Handwerk von der Industrie vollständig verdrängt worden.



Rechen wurden meist von den Bauern oder Knechten am Hof hergestellt. Es gab auch Kleinbauern, die im Nebenerwerb Rechen anfertigten. Die fortschreitende Technisierung lässt dieses Handwerk fast gänzlich verschwinden. Damit der fertige Rechen wetterfest ist und sich weder verzieht noch rissig wird, muss das Rechenholz vor der Verarbeitung drei bis vier Jahre gelagert werden. Der Stiel eines Qualitätsrechens besteht aus sorgfältig ausgewähltem astfreiem Holz. Häufig wurde Ahornholz verwendet, weil man davon weniger Blasen an den Händen bekam. Für die übrigen Teile – Rechenhaupt und Zähne – werden die Hölzer von Buche, Esche, Ahorn, Birke, Erle oder Haselnuss verwendet.

Die Arbeit beginnt mit dem Zusägen der Rechenstiele: Ein Brett von passender Dicke wird in rund 3 cm breite Latten zersägt, die anschließend mit dem Hobel gerundet werden. Nun wird das Rechenhaupt zugesägt und die Löcher für die Zähne werden hineingebohrt, je nach Größe des Rechens 18 bis 24 an der Zahl. Für die Zähne werden Holzklötze zuerst in Brettchen, und diese daraufhin in Stäbchen zerteilt. Die Stäbchen werden durch ein röhrenförmiges Messer getrieben – die ausgeschnittenen Kerne kommen auf der anderen Seite als Rechenzähne heraus. Die Rechenzähne werden an einem Ende angefeuchtet und in die Löcher des Rechenhauptes eingeschlagen. Anschließend werden sie mit dem Zugmesser zugespitzt. Der Rechenmacher hobelt die Oberfläche des Rechenhauptes in Form, dann bohrt er das Stielloch und weitere Löcher für die Aufnahme der Verankerungsdrähte hinein. Zum Schluss wird der Stiel eingesetzt: Das Haupt wird auf den Stiel geschlagen, und die Drähte werden festgezogen.

Im Frühmittelalter wurden noch alle Stoffe und Gewänder in Heimarbeit von der Hausfrau hergestellt, und auch das Färben war Hausarbeit. Mit der Entwicklung der Städte wurde auch bald das Färben von Wolle und anderen Stoffen ein Berufszweig. Das Färben galt im Mittelalter als schmutziges Geschäft. Färber galten häufig als unrein, weil sie mit übel riechenden Substanzen umgingen. Gefärbt wurde in besonderen Färbehäusern, die den Tuchmachern gehörten. Es durfte nur eine bestimmte Menge Tuch oder Wolle am Tag gefärbt werden. Wurde gegen die Vorschriften verstoßen, musste das Tuch verbrannt werden, und der Färber musste hohe Geldbußen zahlen. Diese Zustände lösten im 14. Jahrhundert einen achtjährigen Streik in Florenz aus. Die Färber erzwangen dabei die Gründung einer eigenen Zunft.

Färben war eine sehr mühselige Arbeit. Die Wolle, die man gefärbt hatte, musste auseinander gezogen werden, weil die Farbe sonst nicht intensiv wurde. Am Anfang wurden die Wollstücke mit Naturfarben gefärbt. Dafür braucht man natürliche Rohstoffe: Für gelb verwendete man z. B. Zwiebelschalen. Die Farbflüssigkeit musste mit Beize gebunden werden. Beize ist eine chemische Brücke zwischen Farbstoffen und Faser. Die meisten pflanzlichen Farben haften auf Wolle nämlich nur, wenn das Färbegut vorher mit einem Beizmittel eine Stunde gekocht wird. Die im 19. Jahrhundert entwickelten synthetischen Farbstoffe haben zunehmend die Naturfarbstoffe verdrängt. Diese Farbstoffe sind zum Teil giftig und die Arbeiter sollten Schutzkleidung tragen.

Ein Zimmermann wurde auch als Baumeister bezeichnet, weil er bei fast jedem Holzbau, auch bei Booten, Ställen, Glockenstühlen, Brücken und Mühlen beteiligt war. Der Zimmermann wie auch seine Mitarbeiter wurden sehr gefährlichen Situationen ausgesetzt: dem Wind, der Hitze und Kälte und der Höhe. Beim Hausbau wurden alte Bräuche gepflegt. Immer, wenn das Haus fertig zusammengebaut war, hievten die Handwerker einen geschmückten Kranz oder ein kleines Bäumchen auf das Dach und feierten das Richtfest. Dieses Fest nennen manche in Österreich „Dachgleiche“. Der Bauherr spendierte zu diesem Anlass Speis und Trank.

Früher wurden die Baumstämme noch vor Ort zugerichtet, weil die damaligen Transportmöglichkeiten es nicht erlaubten, lange Balken auf engen Wegen zu transportieren. Auf der Baustelle wurden die Stämme auf Böcke gerollt und mit der Axt behauen, bis aus dem runden ein rechteckiger Querschnitt wurde. Dabei fiel eine Menge Brennholz an. Mit der Schmalaxt wurden die Baumstämme zurechtgestutzt, mit der Spannsäge wurden sie auf die richtige Länge für den schwierigen Transport gesägt. Die breite Axt ist da, um dem Holz den letzten Schliff zu geben und es glatt und schön zu machen.



Flachs hat eine blaue Blüte. Aus dieser Pflanze wird Leinen hergestellt. Flachsfelder müssen regelmäßig gejätet werden.

Nach der Ernte wird die Pflanze in Bündeln getrocknet. Dann zieht man die Stängel durch einen Eisenkamm. Dabei streift man die Samenkapseln ab. Das nennt man „Riffeln“. Aus den Samen kann ein Öl gepresst werden.

Die Stängel werden nun bündelweise auf dem Feld ausgelegt, bis die Stängelschale weich geworden ist. Das nennt man „Rösten“. Dabei müssen die Flachsbündel immer wieder gewendet werden.

Beim „Dörren“ werden die Stängel so weit erhitzt, dass die Stängelhüllen Risse bekommen. Die

feinen Fasern im Innern dürfen dabei aber nicht versengt werden.

Den nächsten Arbeitsschritt nennt man „Brecheln“. Dabei legt man die Flachsbüschel auf zwei fixierte Latten und schlägt mit einer dritten Latte auf die Stängel. Dadurch trennt man die inneren Fasern von der harten Hülle. Das ist eine staubige Angelegenheit.

Beim anschließenden „Hecheln“ werden die Fasern

über ein Nagelbrett gezogen, um die kurzen Fasern – das Werg – zu entfernen. Die übrigen langen

Fasern werden am Spinnrad zu einem Faden gedreht.

Das gesponnene Garn wird auf einer Haspel aufgewickelt. Am Webstuhl kann jetzt ein Leinenstoff gewoben werden. Viele Arbeitsschritte waren notwendig!



Die beiden Franzosen Nicéphore Niepce und Louis Daguerre gelten als die Entdecker der Fotografie. Sie entwickelten die ersten Techniken und chemischen Verfahren, die es ermöglichten, Bilder festzuhalten. 1826 schaffte es Niepce, das erste beständige Bild anzufertigen: Es zeigt den Blick aus dem Fenster seines Arbeitszimmers. Mit Belichtungszeiten von bis zu acht Stunden war es jedoch unmöglich, Menschen oder sich bewegende Gegenstände zu fotografieren. Louis Daguerre (1787-1851), ein erfolgreicher Theatermaler, erfuhr von den Arbeiten Niepces und war so fasziniert, dass er sein Partner wurde. Fieberhaft versuchten die beiden einen Weg zu finden, um die Belichtungszeiten zu verkürzen. Schließlich fand Daguerre durch Zufall heraus, dass mit Quecksilberdämpfen behandelte Fotoplatten kürzere Belichtungszeiten als unbehandelte benötigen. Es gelang ihm nach zahlreichen Versuchen, die Belichtungszeiten auf vier Minuten im Sommer und 15 Minuten im Winter zu reduzieren.

Die Fotoplatten wurden später durch einen Rollfilm ersetzt. Jetzt war es möglich, mehrere Bilder hintereinander zu machen. George Eastman war es auch, der auf die Idee kam, den Fotografen den lästigen und aufwendigen Prozess des Entwickelns und Abziehens abzunehmen. Für seine ersten selbstentwickelten Kameramodelle bot er diese Arbeiten als Dienstleistung an. Wer seinen Rollfilm vollgeknipst hatte, konnte den ganzen Apparat an Kodak einschicken und bekam wenig später die Abzüge und eine mit einem frischen Film bestückte Kamera zurück. Das ist einer der wesentlichen Gründe, weshalb die Fotografie ab der Jahrhundertwende immer beliebter werden konnte.

Dann folgten Jahrzehnte der stetigen technischen Weiterentwicklung. Mit der Einführung der ersten Kodak-Kamera im Jahr 1889 erreichte die Entwicklung einen Stand, der sich im Wesentlichen bis heute halten konnte. Erst die Elektronik und schließlich die Digitalisierung haben neue fotografische Verfahren hervorgebracht.

In Lauterach hatte Franz Schönenberger ein Atelier eingerichtet. Er verfügte über zwei große Balgenkameras und einen malerischen Hintergrund für Portraitfotos.

Gerber stellten Leder und Felle für Schuhe, Kleidung und noch vieles mehr her. Es gibt verschiedene Gerberarten: Weiß- und Sämischgerber brauchten für ein Fell höchstens 3 Monate, Rot- und Lohgerber brauchten bei großen Fellen 6 Monate bis 3 Jahre.

Gerberwerkzeuge vor der industriellen Verarbeitung waren z.B. Scherdegen, Scherbaum, Messer, Entfleischmaschine oder Lederwalze. Alle Gerber haben ca. die gleichen Arbeitsschritte. Ich erkläre die des Loh- oder Rotgerbers:

1. Enthaaren: Der Gerber benötigt zwei Werkstoffe: Holzasche oder Kalk unterstützen das Enthaaren, geschnetzelter Baumrinde ermöglicht das eigentliche Gerben.
2. Abfleischen: Ehe das eigentliche Gerben beginnen kann, muss der Gerber das Fleisch abschaben.
3. Bad in Rindenwasser: Dies ist das eigentliche Gerben. Es werden dabei Wirkstoffe aus Eichen- oder Fichtenrinde gelöst, indem man die Rinde in einem Bottich zerstampft. Dann kommt das Fell hinein.
4. Recken und Strecken: Das Fell wird nach dem Gerben und Waschen per Hand ausgedehnt.
5. Letzter Schliff: Die Innenseite des Felles wird noch mit Feile und Schleifpapier behandelt.

6. Die Veredelung: Jeder Gerber hat da so seine eigenen Rezepturen. Gerbereien waren nicht beliebt wegen des Geruches. Sie waren daher immer am Stadtrand. Meist kamen alle Gerbstoffe aus dem Ausland. So musste man auf eine Kuhhaut über ein Jahr warten.

Der Lauteracher Josef Lupfer war nicht nur Gerber, sondern auch Löwen- und Kronenwirt.



Der Beruf des Glasers war bis Ende des Mittelalters ein Handwerk, das nicht in einer Zunft organisiert war. Glasmacher waren wanderlustige Gesellen. Die Lebenserwartung war allgemein sehr niedrig, da die häufigen Temperaturwechsel und der Kontakt mit Blei den Glasmachern schadeten.

Die alten Ägypter konnten schon Glas herstellen. „Nimm 60 Teile Sand, 180 Teile Asche aus Meerespflanzen, fünf Teile Kreide – und du erhältst Glas.“ Das ist die älteste Überlieferung eines Glasrezepts aus der Tontafelbibliothek des Königs Assurbanipal (700 v. Chr.). Die Römer waren vor etwa 2200 Jahren die ersten, die Fensterscheiben herstellten. Im Kirchenbau des Mittelalters gab es schon lange vor dem privaten Hausbau Glasfenster. Die Kirchenfenster bestehen aus vielen kleinen, meist farbigen und unterschiedlich geformten Glasstücken, die mit Blei verbunden wurden. Das Färben des Glases blieb ein streng gehütetes Geheimnis der Glaser.

In Lauterach war Josef Brüstle (1855-1933) Glaser. Nebenbei hat er sich als Mäuse- und Maulwurffänger betätigt. Er betrieb auch eine Weinbergschneckenzucht. Der Weg dorthin führte ihn am Gasthaus Sternen vorbei, wo er oft „verhockte“.

## Hutmacher

Sarah

Dieser Beruf entwickelte sich aus dem Handwerk der Wollweber. Neben Wolle wurden auch Haare von Hasen, Ottern, Ziegen und Bibern verwendet.

Bei der Verarbeitung kamen die Hutmacher mit einer Flüssigkeit in Berührung, in der Quecksilber und Arsenik enthalten war. Dies führte zu einer typischen Berufskrankheit: Gliederschmerzen und Lähmungen. Auch geistige Störungen konnten die Folge sein. Die Zusammensetzung dieser Flüssigkeit wurde streng geheim gehalten und hat ihr den Namen „secret“ gegeben. In England gibt es den Ausdruck „as mad as a hatter“ – verrückt wie ein Hutmacher. Neben Hüten produzierten sie auch andere Produkte aus Filz: Hausschuhe, Gamaschen und Reitsocken.

Die Hauptaufgabe der Hutmacher war es, durch Verfilzung aus Wolle oder Tierhaaren ohne Bindemittel einen festen und dichten Stoff zu bilden. Diesem Filz mussten sie ohne eine Naht eine beliebige Form geben. Der Filz wurde in eine Walkbeize eingetaucht und mit Rollholz und Bürste einem kraftaufwendigen Arbeitsgang unterzogen. Dann erst konnte er geformt werden. Als erstes wurde der Kopf ausgestochen und danach der Rand glattgezogen und auf einer Form getrocknet. Nach dem Trocknen wurde der Hut eingefärbt und zum Lüften auf einem Brett ausgelegt. Färben und Lüften wurden mehrfach durchgeführt. Am Ende wurde die Kopfbedeckung gewaschen, getrocknet, zugerichtet, gebügelt, gebürstet und mit Futter, Schweißleder, Band und Federn ausgestattet. Die Mitarbeiter erhielten meistens einen Stücklohn. Tageslohn und Wochenlohn kamen sehr selten vor.

Frau Resi Kohlhaupt eröffnete 1932 im ehemaligen Gerichtshaus in Lauterach ein Hutgeschäft. Die Hüte wurden in Wien eingekauft. Frau Kohlhaupt erfüllte dann die Wünsche der Kunden. Das Geschäft wurde 1939 bereits wieder aufgelassen.



Kaminkehrer werden auch Schornsteinfeger genannt. Man nimmt an, dass der Ursprung dieses Handwerks in Italien zu suchen ist. In ganz alten Bauernhäusern stieg der Rauch der Feuerstelle durch das Dach ins Freie. Als die Häuser mehrere Stockwerke hatten, brauchte man eine Vorrichtung zum Ableiten des Rauchs. Ausgelöst durch Stadtbrände entstanden im Mittelalter die ersten Feuerordnungen. Das regelmäßige Kehren des Schornsteins wurde in diesen Ordnungen zwingend vorgeschrieben.

Schornsteine werden gereinigt, damit der Schornsteinquerschnitt groß genug für den Abzug der Rauchgase bleibt. Wenn viel Ruß im Schornstein ist und die Innenwände stark erhitzt sind, kann das heiße Abgas den Ruß entzünden. Für das Entfernen des Rußes werden Kehrgeräte wie der Stoßbesen oder das Schulterreisen eingesetzt.

Die schwarzen Männer und Frauen gelten in weiten Teilen der Welt als volkstümliche Glücksbringer. Früher war es eine Katastrophe für den Haushalt, wenn der Kamin verstopft war oder schlecht zog. Dann konnten weder die Mahlzeiten zubereitet werden, noch wurde es warm im Haus, auch eine Vergiftung durch Rauchgase konnte eintreten. In einer solchen Situation brachte der Kaminkehrer die Rettung. Er säuberte den Rauchfang und es war wieder möglich zu kochen und zu heizen. Somit war der Rauchfangkehrer ein gern gesehener Mann, der mit Sicherheit auch Glück in das Leben der Leute brachte, obwohl er durch sein Aussehen bei den Kindern Furcht erzeugte und von manch geplagter Mutter als Drohmittel herhalten musste: „Der schwarze Mann wird dich mitnehmen, wenn du nicht folgst!“

Es gibt auch eine unbewiesene Erklärung für den Rauchfangkehrer als Glücksbringer. Einer Überlieferung zufolge soll der k.u.k. Hofrauchfangkehrer, der mit der Reinigung der Kachelöfen im Schloss Schönbrunn beauftragt war, in einem begehbaren Heizschacht eine Verschwörung gegen das Kaiserhaus mitgehört, aufgedeckt und somit den Bestand des Kaiserhauses gerettet haben.

Kamine der Bauernhäuser mussten alle zwei Monate gereinigt werden. Der Herd in der Küche wurde zum Kochen auch im Sommer befeuert.

# Leichenbestatter

Ahmet

Die Geschichte der Bestattung ist auch eine Geschichte von Wohlstand. Prunkvolle Grabstätten drücken auch heute häufig den gesellschaftlichen Rang des Verstorbenen aus.

Es gibt zwei Bestattungsarten: die Erdbestattung kompletter Leichname und die Verbrennung. Sie wird auch Kremation genannt. Moslems und orthodoxen Juden ist es verboten, sich verbrennen zu lassen. Bei Hindus und Buddhisten wird es jedoch als selbstverständlich angesehen. Bei den Christen war die Erdbestattung jahrhundertlang üblich, weil sie als Voraussetzung für die Auferstehung des Toten angesehen wurde.

Christen bestatteten anfangs ihre Toten um eine Kirche, weil das die Nähe der Reliquien garantierte. Wichtige Persönlichkeiten wurden sogar in der Kirche bestattet. Im Mittelalter führten diese Friedhöfe zu hygienischen Problemen, sodass sie nach außerhalb verlegt wurden. Ein gutes Beispiel dafür ist der Wiener Zentralfriedhof. Im Kapuzinerkloster in Wien wurden die Mitglieder der Familie Habsburg begraben. Dabei wurden die Eingeweide und das Herz an anderen Orten bestattet. Joseph II verfügte 1784, dass Särge nicht mit der Leiche beerdigt werden sollen. Die Bevölkerung wehrte sich gegen diese Vorschrift. In Wien nennt man Leichenbestatter „Pompfnebrer“.

In Lauterach war der Leichenbestatter ein Nebenberuf ohne Bindung an behördliche Genehmigungen. Der Lauteracher Leichenwagen, der von 1910 bis 1970 verwendet wurde, ist heute im vorarlbergmuseum.

Früher gab es oft Schlachtungen auf dem Bauernhof. Bevor der Metzger auf den Hof kam, musste der Bauer einiges vorbereiten: heißes Wasser, verschiedene Werkzeuge, Kübel für das Blut und Gewürze. Die Sau wurde mit einem Schussapparat getötet und dann auf einem Holzgestell aufgehängt.

Die Borsten wurden mit einer Sauglocke – einem glockenförmigen Metallgerät – abgeschabt. Das in Kübeln gesammelte Blut musste ständig gerührt werden, damit es nicht stockte. Das war oft Aufgabe der Kinder. Später wurden Blutwürste daraus gemacht. Bevor die Sau zerlegt wurde, kam ein Fleischbeschauer vorbei und machte die Trichinenschau. Das Tier musste wurmfrei sein. Die Speckseiten wurden in Würfel geschnitten und in großen Töpfen zu Schmalz ausgelassen. Aus anderen Teilen wurden verschiedene Wurstsorten hergestellt. Das fertige Brät (der Inhalt der Würste) wurde in gereinigte Därme gepresst. Ein Teil der Würste wurde in den Rauch gehängt, um sie für den Winter haltbar zu machen.

Geschlachtet wurde meist in der kühlen Jahreszeit. Damit man öfters Frischfleisch bekam, machte man unterschiedliche Schlachttermine mit benachbarten Bauern aus und tauschte dann aus. Natürlich wurde dabei gewogen und aufgeschrieben. Trotz der vielen Arbeit war der Schlachttag ein kleiner Festtag.

Um das Fleisch haltbar zu machen, lagerte man die Ware in einem Eiskeller ein, oder es wurde durch Räuchern oder Einsalzen haltbar gemacht.



## Moster

Klaudia

Most war das Getränk der einfachen Leute. Es war billiger als Bier. Der Herbst war die Zeit des Mostens. Aus 100 kg Äpfel kann man je nach Apfelsorte etwa 60 bis 70 Liter Apfelsaft herstellen. Das Auflesen von Äpfeln wurde früher hauptsächlich von Frauen und Kindern erledigt.

Die gewaschenen Äpfel wurden durch die Obstmühle getrieben. Das zerkleinerte Obst nennt man Maische. Sie wird in Tücher eingeschlagen und dann in der Presse ausgepresst. Die zurückgebliebene Masse aus der Presse nennt man Trester, der dem Vieh gefüttert wurde.

Vor dem Abfüllen des Süßmostes mussten die Holzfässer sauber gereinigt werden. Durch Erhitzen des Saftes auf etwa 90 Grad kann eine alkoholische Gärung verhindert werden. Diese Methode nennt man Pasteurisieren. Sie wurde vom Franzosen Louis Pasteur im 19. Jahrhundert erfunden. Dabei werden das Aroma und die Vitamine weitgehend erhalten. Bei der Sterilisation durch Erhitzen auf über 100 Grad werden sämtliche Mikroorganismen abgetötet. Auch mit druckfesten Stahlfässern kann die Gärung verhindert werden.

Im Jahr 1919 begann Hermann Pfanner in Lauterach einen Handel mit landwirtschaftlichen Produkten.

Im selben Jahr begann ein Herr Rauch in Rankweil, Äpfel zu Most zu pressen. 1933 stellte Pfanner alkoholfreie Fruchtsäfte her. Manche Bauern hatten auf ihrem Hof eine eigene Mosterei.



Die ältesten Funde von Reibsteinen zur Zerkleinerung von Getreide sind jetzt bereits 18 000 Jahre alt.

Zu vielen Bauernhöfen gehörte einst eine Getreidemühle mit Wasserradantrieb. Wer keine Mühle besaß, trug sein Korn zum Müller. In Bannmühlen waren die Bauern eines Bezirkes verpflichtet, ihr Korn bei diesem bestimmten Müller mahlen zu lassen. Wenn es den Bauern freigestellt war, ihren Müller auszusuchen, sprach man von einer Metzühle. Metz Müller durften ein Sechszehntel des angelieferten Getreides als Lohn behalten. Ihnen wurde oft Unehrlichkeit nachgesagt. Misstrauisch waren die Bauern deshalb, weil sie die Verarbeitung ihres wertvollen Rohstoffes nicht überprüfen konnten. Man könnte meinen, die Müller hätten ein recht lustiges und flottes

Leben geführt, doch dem war beileibe nicht so. Harte und schwere Arbeit bestimmte ihr tägliches Dasein.

Unter Mahlen versteht man das Zerteilen eines Mehlkörpers in Mehl bzw. Gries. Das Getreidekorn besteht aus einem Schalenteil, der den Mehlkörper wie einen Mantel umhüllt. Bei der Vermahlung wird der Mehlkörper aufgelöst und zu Mehl oder Gries verarbeitet. Je dunkler das Mehl ist, desto mehr Ballaststoffe enthält das Mehl.

Der Name Müller ist der häufigste deutsche Familienname. In England entstand die Maßeinheit inch (=Zoll), indem man drei Gerstenkörner abmaß. Der Beruf des Müllers heißt heute in Deutschland offiziell „Verfahrenstechnologe in der Mühlen- und Futtermittelwirtschaft“.

In Lauterach wurden am Entenbach früher vier Mühlen betrieben. Die Hofsteiger hatten ihre eigene Mühle. Der Müller wurde bei der Wahl des Ammanns gewählt und hatte strenge Vorschriften einzuhalten.



# Nagelschmied

Klara

Diesen Beruf gab es ziemlich häufig. Nagelschmiede verwendeten alle möglichen Eisenreste, um verschiedene Sorten von Nägeln zu erzeugen. Mit Eisennägeln wurde im Mittelalter wegen ihres hohen Preises sparsam umgegangen. Sie konnten jedoch nicht überall durch Holznägel ersetzt werden, so etwa weder beim Hufbeschlag noch beim Schiffs- und Wagenbau.

Die Nagler bildeten eine alte Zunft, teilten sich aber relativ früh in Schwarz- und Weißnagelschmiede. Letztere fertigten verzinkte Nägel, die rostbeständig waren. Gesellen in Koblenz mussten zu ihrer Meisterprüfung an einem Tag 1500 Nägelchen fertigen, die so klein sein mussten, dass sie in einer Hühner-eischale Platz fanden.

Nach dem Aufkommen der industriellen Fertigung von Nägeln begann Mitte des 19. Jahrhunderts der Niedergang dieses Handwerks. Es ist inzwischen nahezu ausgestorben.

In der griechisch-römischen Antike brauchte es keine SchneiderInnen, weil sich die Menschen mit großen Tüchern (Tuniken) bekleideten. Mit Sicherheitsnadeln (Fibeln) und einem Gürtel wurden sie zusammengehalten. Der Beruf des Schneiders kam erst Mitte des 12. Jahrhunderts auf. Weil diese Schneider nach dem Verständnis früherer Zeiten Frauenarbeit verrichteten, waren Schneider jahrhundertlang dem Volksspott ausgesetzt.

Eine Näherin musste Maß nehmen, Schnitte fertigen und Kleider nähen. Manchmal fuhr die Näherin mit dem Fahrrad zur Kundschaft - das nannte man „Stör“. Das heißt, die Arbeit wurde im Haus der Kundschaft ausgeführt. Oft bezahlte der Auftraggeber mit Lebensmitteln, z.B. Mehl, Brot oder Butter.

Wenn ein Kleid genäht oder abgeändert wurde, besorgte der Kunde den Stoff. Eine Ehre für die Schneiderin war, wenn sie ein Kommunionkleid oder ein Brautkleid nähen durfte. Vor einer Hochzeit gab es oft auch den Auftrag, Bettwäsche für das Brautpaar zu nähen. Das gehörte zur sogenannten „Aussteuer“.

Der älteste und längste Streik der Handwerksgeschichte wurde von Schneidergesellen 1398 begonnen. Sie reagierten auf die Schließung ihrer Trinkstube. Sie betraten 10 Jahre lang bei ihren Wanderungen die Stadt Konstanz nicht mehr, bis der Magistrat den Gesellen die Trinkstube wieder erlaubte. Während der beiden Weltkriege und in der Nachkriegszeit wurden gebrauchte Kleidungsstücke immer wieder geändert und gerichtet, weil es

ja nichts Neues zu kaufen gab. Stoffe wurden oft gegen Lebensmittel eingetauscht.

Heute werden bei der industriellen Herstellung die wichtigen Tätigkeiten des Schneiderberufs größtenteils von Arbeitern und Arbeiterinnen in Billiglohnländern übernommen.



Ofner ist die Berufsbezeichnung für Fachleute, die Öfen, Kachelöfen, Kamine und ähnliche Feuerstätten bauen. Früher hatten sehr viele Häuser einen großen Ofen, der nicht nur zum Heizen, sondern auch zum Brotbacken, Dörren von Obst und für die Zubereitung von Nahrung verwendet wurde. Ein einfacher Ofen bestand aus Steinen, die mit Lehm und Mörtel verstrichen wurden. Früher baute der Ofner den Ofen meist aus einem Quarzstein, weil er sehr dicht ist und eine gute Hitzebeständigkeit hat. Später verwendete man Schamotteziegel, weil sie durch ihre einheitliche Größe einfacher zu handhaben sind. Außerdem geben sie mehr Feuchtigkeit ab und speichern die Wärme besser. Den seitlich eingebauten Behälter eines Küchenofens für Warmwasser nannte man „Schiff“. Die Herdplatte hatte herausnehmbare Ringe in verschiedenen Größen, sodass die Pfanne direkt auf das Feuer gesetzt werden konnte.

Der Fachmann betoniert zuerst eine Bodenplatte, bringt dann eine etwa 5 cm dicke Sandschicht auf und beginnt dann mit den Schamotteziegeln das Errichten des Ofengewölbes. Der Ofen besteht aus einem Feuerraum und einem genau geplanten Zugsystem für die Luftzufuhr. In „besseren“ Häusern leistete man sich einen Ofen mit Kacheln – die sogenannten Kachelöfen. Diese Kacheln wurden von einem Hafner geliefert.

Der Lauteracher Alois Kempter baute Öfen im ganzen Land. Sein Sohn eröffnete 1930 ein Ofengeschäft in der Kapellenstraße. 1950 wurde es nach Bregenz verlegt.



Zur Herstellung von Papier werden Rohstoffe aus der Natur benötigt: Holz, Wasser und Energie. Der Verbrauch dieser Stoffe und die dabei anfallenden Abfallprodukte belasten die Umwelt in hohem Maße. Die Umweltprobleme, die durch die Papierherstellung verursacht werden, sind: Abholzung der Wälder, Einsatz von Chemikalien, Energie- und Frischwasserverbrauch sowie Abwasserbelastungen und Ausströmen von Schadstoffen. Daher ist es besonders wichtig, Papier und Pappe getrennt von anderen Abfällen zu entsorgen, damit daraus Recyclingpapier hergestellt werden kann.

Bis etwa 1870 stellte man Papier aus Lumpen her. Geeignet waren nur Textilien aus Pflanzenfasern. Der größte Teil der Textilien bestand aus Leinen, das aus Flachs oder Hanf gefertigt war. Die erste Bearbeitung fand in der Lumpenkammer statt. Das Zerkleinern, Sortieren und Reinigen der Lumpen war Frauen- und Kinderarbeit. In separaten Faulkellern ließ man die Lumpen anschließend einige Wochen auf einem Haufen liegen. Dabei erwärmten sie sich und bildeten Schimmel und Schleim. Der Haufen wurde ab und zu gewendet. Der Fäulnisprozess löste Farbstoffe und Verschmutzungen und machte die Fasern weich und mürbe, so dass sie leichter weiterzuverarbeiten waren.

Die älteste Maschine zur Herstellung von Faserbrei war das Stampfwerk. Es wurde von einem Mühlrad angetrieben, Hämmer zerfaserten die mit Wasser vermischten Lumpen.

In den Papiermühlen entstand das Papier in Handarbeit. Der Schöpfer tauchte ein Sieb mit abnehmbarem Rand in den Papierbrei. Beim Herausnehmen des Siebes bildete sich ein Faservlies. Der fertige Stapel aus Papierbögen und Filzen wurde anschließend in einer großen Presse entwässert.

Das Trocknen des Papiers erforderte viel Platz. Mehrstöckige Speicher zum Aufhängen der Bögen waren typisch für Papiermühlen. Die fertigen Bögen wurden in Leim getaucht, der die Poren füllte und verhinderte, dass die Tinte verlief.



# Säger

Semih

Bauholz für Haus und Stall musste früher mühsam mit der Axt, einem Breitbeil oder mit einer Schragsäge, für die mindestens drei Männer benötigt wurden, bearbeitet werden. Bei einer Schragsäge wurde zuerst ein Schragen (ein mindestens mannhoher Klotz) aufgestellt, sodass ein Stamm schräg darauf abgelegt werden konnte. Anschließend führten zwei Männer das Sägeblatt am Schragen auf und ab, während ein dritter den Stamm nachschob.

Erst im Hochmittelalter machten sich die Menschen die Wasserkraft nutzbar, und das brachte auch eine große Arbeitserleichterung für diesen Handwerksberuf mit sich. In einem langgestreckten Gebäude, das zum Holzlagerplatz offen war, errichteten Säger die sogenannte Venezianersäge. Mit einem Zapfen und manchmal auch einem Seil wurde der schwere Stamm auf den Wagen gehoben.

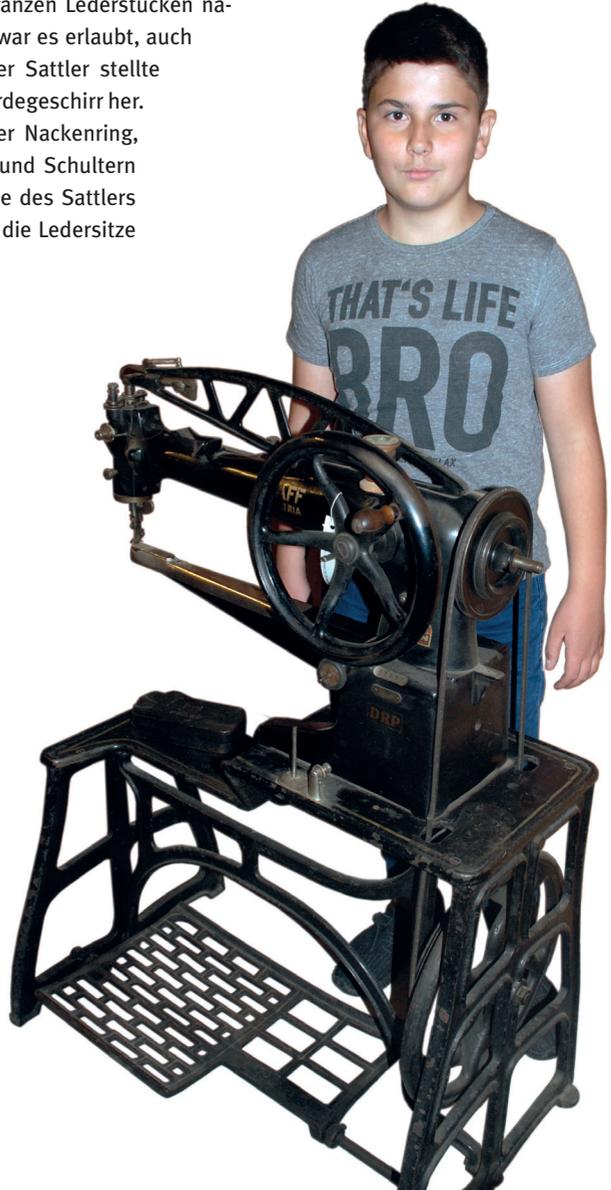
Die Kraft des Wassers wurde in eine Auf- und Abwärtsbewegung des Sägeblattes umgewandelt, wodurch der Stamm zersägt wurde. Dabei schoben ein Zahnrad und eine Eisenstange den Stamm langsam ans Sägeblatt. In einem Arbeitsgang konnte also nur ein einziges Brett geschnitten werden. Da die Schneeschmelze viel Wasser mit sich brachte, und Holz oft im Winter geschlagen wurde, war das Frühjahr die beste Zeit für Sägearbeiten.

Schon um 1800 wurde eine Säge am Entenbach in Lauterach erwähnt. In der Gorbachsäge wurde bis Ende der 20er-Jahre gesägt. Am 2. Mai 1945 wurde sie von einer Bombe zerstört. Herr Ludescher schaffte 1924 eine elektrische Säge an.

Dieses Handwerk musste sich öfters an veränderte gesellschaftliche Bedingungen anpassen. Im Mittelalter, als Handwerke in Zünften organisiert waren, wollten sich die in der Lederverarbeitung verwandten Berufe voneinander abgrenzen. So gab es Vorschriften, wer Beutel nur aus Lederstreifen herstellen durfte, wer sie aus ganzen Lederstücken nähen durfte und wieder anderen war es erlaubt, auch Lederschnallen anzubringen. Der Sattler stellte ursprünglich Sattelzeug und Pferdegeschirr her. Das Kummet ist ein gepolsterter Nackenring, der die Zugkraft auf Brustkorb und Schultern des Pferdes verteilt. Die Aufgabe des Sattlers beim Bau einer Kutsche war es, die Ledersitze anzubringen.

Früher gingen Sattler auch auf die Stör. Das heißt, sie besuchten abgelegene Bergbauernhöfe und reparierten vor Ort die von der Holzarbeit im Winter ramponierten Saumzeuge der Pferde.

Erst als die Pferde von Autos und Traktoren verdrängt wurden, veränderten sich die Tätigkeiten der Sattler. Sie bearbeiteten Leder, wurden Tapezierer oder stellten Matratzen her. Auch die Polsterung von Sofas und Stühlen, das Herstellen von Schulranzen und Treibriemen aus Leder gehörten zum Aufgabenbereich eines Sattlers. Durch das Aufkommen des Reitsportes wurden Sattler wieder gefragt.



## Scherenschleifer

Dajana

In zeitlich verschiedenen Abständen kam der Scherenschleifer in das Dorf. Er machte sich bemerkbar, indem er mit seinem Hammer auf einen kleinen Amboss schlug. Dieses klangvolle Hämmern lockte vor allem die Frauen an, die ihre stumpfen, ausgeleierte Scheren bei ihm schleifen ließen. Manchmal hatten Scherenschleifer sogar ein dressiertes Äffchen dabei, um mehr Besucher anzulocken.

Der Scherenschleifer zog die Schneide einer Schere oder eines Messers mehrmals über einen Wetzstein. Die dabei entstehende Hitze der Schneide wurde in einem länglichen offenen Wasserkasten gekühlt. Das musste so oft geschehen, bis die Schneide wieder scharf war.

Zum Mähen brauchten Bauern scharfes Werkzeug, damit die Arbeit nicht noch schwerer wurde. Deshalb mussten sie oft ihre Sensen schärfen. Sie haben sie gedengelt. Auf dem Dengelbock sitzend, konnte der „Dengler“ mit der einen freien Hand das zu schärfende Gerät selbst halten. Bei einer Sense musste eine zweite Person die Sense halten. Das Futter für die Tiere wurde meistens in aller Herrgottsfrühe gemäht, wenn das Gras noch taufrisch war.

Ein Herr Richard Collini aus Trient kam im Frühling nach Lauterach und fragte bei Frisören, Metzgern und in den Haushalten, ob es stumpfe Messer oder Scheren gibt. Er bot seine Dienste bis nach Liechtenstein an. 1907 wurde er Schuldiener in Lauterach.



Das Transportwesen vor dem Bau der Eisenbahnen war streng geregelt. „Säumer“ übernahmen Warentransporte mit ihren Tragtieren dort, wo die Wege für die Fuhrleute mit ihren Karren oder Kutschen zu schmal oder zu steil waren. Die Rodgenossenschaften – auch Porten genannt – sorgten für das Personal, den „Fuhrpark“, sowie für Gebäude zum Einstellen der Frachten. Diese „Rodstätten“ nannte man auch Niederlagen, Susten oder Zuschg. Rod bedeutet Reihe: Die Säumer oder Fuhrleute mussten eine bestimmte Reihenfolge bei den Transporten einhalten, etwa so wie die Taxifahrer heute.

Die Aufträge wurden vom „Teiler“ (auch Faktor, Sustenmeister oder Rodmeister genannt) zugeteilt.

Vor dem Transport musste eine „Fürleite“ – eine Art Maut – für den Erhalt der Straßen entrichtet werden. Lockerungen dieser Regeln führten zum „Strackfuhrbetrieb“, der den Transport nicht mehr nur von einer Rodstätte zur nächsten ermöglichte und dadurch viel schneller war. Der Lindauer Bote von Lindau nach Mailand, aus dem sich die Spedition Gebrüder Weiss gebildet hat, war ein solcher Strackfuhrbetrieb. Zum Transportgewerbe gehörten auch die „Kraxenträger“ und die „Bötinnen“, die entlegene Höfe mit Kleinwaren versorgten.



# Schmiede

Paul

Der Dorfschmied war ein geachteter Mann. Jeder Handwerker und Bauer war auf Werkzeug aus seiner Hand angewiesen. Der Schmied ist ein Handwerker, der Metall bearbeitet. Seinen Beruf gibt es bereits seit der Entdeckung der Metalle. Am Anfang stellte ein Schmied vieles her, das die Menschen benötigten: Werkzeuge, Nägel, Hufeisen, Gitter, Ketten und vieles andere mehr.

Ein Schmiedelehrling arbeitete meistens anfangs als Zuschläger. Er stand um den Amboss herum und hatte die Aufgabe, mit einem schweren Hammer den Schmied bei seiner Arbeit zu unterstützen. Dabei erledigte er aber nur gröbere Arbeiten.

Um das Eisen zu bearbeiten, braucht man eine Esse. Das ist eine Feuerstelle, in der Kohle verbrannt wird. Ein Blasebalg facht die Glut an und erzeugt die geforderte Temperatur. Der Schmied verwendet einen Hammer und einen Amboss, auf dem er das Eisen schmiedet. Wenn ein Hufschmied ein Pferd mit einem Hufeisen beschlug und es dabei starb, war immer der Schmied schuld.

In Lauterach beschlug der Schmied Achberger in etwa sechs Wochen bis zu 120 Pferde mit Hufeisen.

Auf dem Land hielt früher jeder Bauer Milchkühe. Vom Getreideanbau konnte man im alpinen Bereich nicht leben, weil die Böden zu karg waren. Im Verhältnis zur heutigen Milchleistung gaben die Kühe früher aber weniger Milch. Lässt man Milch in einer Schüssel stehen, setzt sich an der Oberfläche eine Rahmschicht ab. Aus Rahm wird Butter gemacht. Mit einer Milchzentrifuge lässt sich Milch schnell entrahmen. Die schnelle Drehbewegung scheidet den leichteren Rahm von der schwereren Milch ab. Um Butter zu erhalten wurde das Butterfass voll Rahm so lange gedreht, bis der Rahm sich zu Butter verwandelte.

Naturbelassene Rohmilch ist das Ausgangsprodukt zur Herstellung von Hartkäse. Nach der Labgerinnung wird die Milch fein zerschnitten, da kleine Käsekörner mehr Molke ausscheiden. Um die Käsekörner gut zu festigen, wird das Käsekörner-Molke-Gemisch ziemlich stark erwärmt und der Käsebruch dann etwa 20 Stunden gepresst. Das Salzbad entzieht dem Käse Wasser, der Eiweißgehalt beträgt nun mindestens 45%. Hartkäse reift nur langsam. Einige Monate bis zu 3 Jahre dauert es, bis der Käse verzehrfähig ist.

Je nach „Altersklasse“ gibt es bei den Hartkäsen geschmackliche Unterschiede. Je jünger ein Käse ist, desto milder der Geschmack. Erst der voll ausgereifte Käse enthüllt das volle Aroma.



# Spitzenklöppler

Mladen

Funde in ägyptischen Gräbern beweisen, dass sich schon sehr früh Menschen mit Spitzen schmückten. Dieses Handwerk kam auf demselben Weg nach Europa wie die Glas- und die Porzellankunst. Der Kontakt zwischen Arabern und den Christen förderte den Handel und auch den künstlerischen Austausch zwischen den Kulturen. In Spanien haben die Mohammedaner ihr arabisches Erbe in der Verarbeitung von Seide, Leinen, Silber, Gold und Leder, aber auch die Künste der Glas- und Keramikherstellung an die Christen weitergegeben. Von diesem Wissen profitierten Handwerk und Wissenschaft in ganz Europa.

Die Kunst der Spitzenherstellung verdankt ihr Aufkommen aber vor allem einem Gesetz aus dem 14. Jahrhundert in Frankreich. Dieses Gesetz verbot die Verwendung von edlen Luxusmaterialien als Schmuck auf Kleidern. Leinen als Schmuckform war jedoch erlaubt. Dies förderte die Entwicklung dieser Handwerksform zur Herstellung von Spitzen.

Die Klöpplerin braucht ein Klöppelkissen. Weiters benötigt die Klöpplerin gedrechselte Holzklöppel, das sind kleine Spulen, außerdem Leinengarn und unzählige Stecknadeln. Diese kleinen Nadeln werden auf ein vorgezeichnetes Muster in das Kissen gesteckt. Die Leinenfäden, die zunächst auf mehrere Holzklöppel gewickelt werden, werden dann um diese Nadeln herumgelegt, miteinander verkreuzt und verflochten. Das Klöppeln ist eine Tätigkeit, welche sehr viel Übung und Geschick erfordert.

Im 18. Jahrhundert begann die Baumwollindustrie den Leinenhandel zu verdrängen. Die Baumwolle erlaubte es im Laufe des 19. Jahrhunderts, die Spitzenherstellung zu mechanisieren. Das Klöppelhandwerk konnte preislich nicht mit den maschinell gefertigten Spitzen mithalten.



Die Blütezeit der Stuckkunst war im 17. und 18. Jahrhundert. Diese Epoche heißt Barock, dessen Stil von verschwenderischer Fülle gekennzeichnet ist. Den Übergang des Barock zum Klassizismus nennt man Rokoko. Das betrifft die Zeit von etwa 1730 bis 1780. Es gibt Beispiele, bei denen ein Fresko – das ist ein Bild auf der Wand oder der Decke – in eine Figur aus Gips übergeht. Typisch für diese Epoche ist ein unsymmetrisches muschelförmiges Ornament, genannt Rocaille.

Zu den bedeutendsten Stuckateuren der Kunstgeschichte zählen die Brüder Asam, die Gebrüder Johann Baptist und Dominikus Zimmermann und die Künstlerfamilie Feuchtmayer. Viele Stuckateure kamen aus der bayrischen Ortschaft Wessobrunn.

Der Beruf wurde in Süddeutschland und in der Schweiz Gipser genannt. In Österreich gibt es die Berufsbezeichnung „Stuckateur und Trockenausbauer“. Das Berufsbild heute umfasst die Bereiche Putz, Stuck, Trockenbau, Wärmedämmung und Betoninstandsetzung.



Torf entsteht, weil Pflanzen in einem Feuchtgebiet absinken. In diesen Schichten kommt kein Sauerstoff dazu. Daher können diese Pflanzen nicht verfaulen, sondern nur verkohlen. 1751 ordnete Maria Theresia die Nutzung der Moore an, da Holz knapp geworden war. Torf kann man verschieden verwenden - nämlich als Brennstoff, Streu oder für medizinische Zwecke.

Brenntorf ist – wie es der Name schon verrät – fürs Verbrennen da. Lufttrockener Torf enthält etwa 59% Kohlenstoff, 6% Wasserstoff, 33% Sauerstoff und 2% Stickstoff und Schwefel. Der Heizwert beträgt etwa 3500 kcal pro Kilogramm. Die Griechen und die Römer wussten um die Heilkraft des Torfes. Aus Torfmull wurde durch Kochen ein Moorbrei, den man für folgende Dinge nutzen kann: Moorbad, Umschlagpasta, Gesichts- und Zahnpasta, Trinkkuren und anderes. Die gestochenen Torfstücke nennt man auch Turben. In St. Gallen, im Lauteracher Ried und in Koblach wurde im Rheintal Torf gestochen. Zum Torfstechen braucht man einen Spaten und eine Turbenhütte. Zuerst wurde genau gemessen. Dann wurden mit einem Spaten Stücke gestochen und in die Turbenhütte zum Trocknen gebracht.

Das Lauteracher Ried war das Zentrum der großen Rheintalmoore. Hier befanden sich Torflager mit einer Mächtigkeit von bis zu sechs Metern. Mit rund 800 Hektar bedeckt es mehr als die Hälfte des gesamten Gemeindegebietes von Lauterach. Auf das Handwerk des Torfstechers beruft sich die Fasnatzunft der „Luteracher Schollasteacher“.

Die früheren Kfz Schlosser hießen Wagner oder Stellmacher. Sie konstruierten Gestelle und Fortbewegungsmittel aller Art, aber am häufigsten Kutschen und Wagen. Auch damals bestanden Unterschiede zwischen den verschiedenen Wagen oder Kutschen - so wie heute zwischen Autobus und Auto. Es gab genaue Pläne für die verschiedenen Gefährte. Jagdwagen waren die schnellsten Wagen, die ein Wagner herstellte, Reisewagen die langsamsten Gefährte.

Der Wagner baute auch landwirtschaftlich benutzbare Karren, die die Arbeit der Bauern erleichtern sollten. Diese Geräte waren Pflüge, Leiterwagen, Kiestrucken, Schubkarren und Schlitten zum Holzziehen. Da es damals noch keine Traktoren gab, nahm man Zugtiere als Motoren. Als aber der Traktor aufkam, verloren die Wagner und die Zugtiere ihre Arbeit. Wagner war ein schwerer Beruf. Die Stellmacher arbeiteten oft mit dem Schmied zusammen. Es war schwierig, die Räder nur aus Holz und Metall zu bauen. Es wurden nämlich keine Nägel, Bolzen oder Kleber verwendet. Das Rad bestand aus einer Nabe mit Zapflöchern, Speichen, Felgenstücken und einem Eisenreifen. Die Nabe und die Felge waren aus Eschen-, die Speichen aus Eichenholz. Diese Komponenten wurden nach und nach zusammgebaut und wenn alles passte, hatte man dann ein fertiges Rad.



## Familiennamen

Einen Familiennamen zu haben, kam erst im Mittelalter auf. Die Römer hatten drei Namen: einen Vornamen (z. B. Gaius), einen Geschlechternamen (z. B. Julius) und einen Beinamen (z. B. Caesar). Der Familienname entstand aus dem Bedürfnis nach genauerer Unterscheidung von Personen mit gleichem Vornamen. Sehr oft waren Berufsbezeichnungen der Ursprung eines Familiennamens: Ackermann, Bauer, Beck, Fischer, Fuhrmann, Geiger, Hauptmann, Kaufmann, Koch, Köhler, Kramer, Metzger, Müller, Pfeifer, Sattler, Schäfer, Schmied, Schreiber, Schreiner, Schuster, Seiler, Steinmetz, Vogt, Weber und Zöllner.

Bei uns in der 3a Klasse hat niemand eine Berufsbezeichnung als Namen – außer vielleicht Sarah! Was ihr Vorfahre wohl gestampft haben mag?

Wir heißen:

Semih Alkin

Mladen Bazavanovic

Ali Bülbül

Ahmet Erdikli

Leon Gasser

Yannick Kosnjak

David Kössler

Jan Krassnig

Paul Luschnig

Diyar Sahin

Mayra Alibrahim

Yaren Altun

Klara Baric

Sude Erarlan

Nadiye Eyup

Christina Herburger

Dajana Nedic

Julija Popovic

Nora Reslan

Klaudia Sawicka

Sarah Stampfer









## Farbenfroher Ausflug

Leon

42 | 43

Der Workshop im Werkraum Bregenzerald über die Farben hat mir sehr gut gefallen. Es war spannend, was man mit und durch Farben erreichen kann. Unsere nette Betreuerin erklärte uns die Harmonie und die Wirkung der verschiedenen Farben. Mir gefiel das Modellhaus, welches man selber errichten konnte, am besten. Interessant war auch, wie Maler oder andere Künstler ihre Werke mit ausgewählten Farben verfeinern und sie dadurch lebendig machen. Ich fand den Ausflug nach Andelsbuch sehr lehrreich und schön.







## Mura revisited

44 | 45

Wie vor zwei Jahren besuchten wir das Museum Mura in Liechtenstein. Diese umfangreiche Sammlung zeigt das alltägliche Leben vergangener Tage. Diesmal zeigte uns Frau Matt besonders alte Werkstätten. Wir durften Werkzeuge in die Hand nehmen, drückten eine Schulbank aus dem vorigen Jahrhundert, saßen am Stammtisch und frisierten eine Perücke. In zwei Schlitten entstand das Klassenfoto. Wie beim ersten Besuch begleitete uns Herr Fröweis, der uns Informationen über das Handwerk in Lauterach lieferte.



## Ein Hemd entsteht

Frau Mujkanovic-Subasic von der Caritas besuchte unsere Klasse mit Murtaza, Schneider aus Afghanistan. Beim ersten Besuch lernten wir die Situation seines Landes und die Gründe seiner Flucht kennen.

Beim zweiten Treffen beobachteten wir ihn, wie er in zwei Unterrichtseinheiten aus einem Stück Stoff ein Hemd schnaiderte. Während wir uns mit den Texten abmühten, staunten wir, wie schnell und geschickt er zu einem schönen Ergebnis kam.

